GENDER OPEN REPOSITORIUM

Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität?

Engel, Antke

2015

https://doi.org/10.25595/1340

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Engel, Antke: *Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität?*, in: Journal / Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2015) Nr: 36, 36-41. DOI: https://doi.org/10.25595/1340.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Antke Engel

Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität?

Ganz gleich, ob wir sie als Gefühl, als Haltung zur Welt, als soziale Praxis oder als gesellschaftliche Institution verstehen, – Liebe ist nicht selbstgenügsam. Liebe knüpft Verbindungen. Sie entfaltet sich in Beziehungen, die niemals frei von Macht sind. Liebe webt Netze, die oft weiter verzweigt sind als ein Faden zwischen Zweien, die einer Fantasie der Vereinigung frönen. Manchmal lässt sich nicht entscheiden, ob eine_[1] von diesen Netzen getragen wird oder sich in ihnen verfängt. Die Relationalität der Liebe kann Verbundenheit ebenso wie Freiheit bedeuten, geteilte Fantasieszenarien, erotische Anziehung, Begehren als Hingabe, Geben als Wachsen, Wachsen als Lust an der Bewegung. Relationalität verweist jedoch auch auf die sozialen Dimensionen der Liebe, die sich als Dominanz und Unterwerfung, als Verobjektivierung oder Ausbeutung und Selbstausbeutung ausdrücken. Liebe kommt als Ware daher. Liebe wird durch staatliche Instanzen oder kirchliche Autoritäten in Form gebracht. Selbst dann, wenn Liebe Passion ist, übernimmt sie gesellschaftliche Funktionen. Oder kann in der Leidenschaft zum Einfallstor von Gewalt werden.[2]

Sich der paradoxen Verfasstheit der Liebe zu nähern, heißt, sie als eine in Macht und Herrschaft verwickelte heteronormative und rassistische Institution ebenso ernst zu nehmen wie in ihrer renitenten, widerständigen, sich selbst behauptenden Kraft. Ich gehe davon aus, dass Liebe und Gewalt enger miteinander verzahnt sind, als zumeist angenommen. Dennoch, so meine These, ist es möglich, die gewaltförmigen Dimensionen der Liebe umzuarbeiten, wenn in Liebesverhältnissen Raum für Dynamiken der Macht geschaffen wird.

Liebe als Konfliktvermeidung und Ringen um Anerkennung in Angelina Maccarones Film *Verfolgt*

Angelina Maccarones Film *Verfolgt* (2006)[3] konfrontiert höchst überzeugend mit einigen der Paradoxien des Liebens. Liebe steht in diesem Film einerseits für ein Konfliktvermeidungsinstrument, das erlaubt, einem Wunsch nach Harmonie und Ganzheit zu frönen. Andererseits zeigt der Film, wie Liebe aus einem beidseitigen Ringen um Selbstbehauptung unter Bedingungen struktureller Asymmetrie, mehrdimensionaler Herrschaft und ausgefeilten Machttaktiken erwächst.

Pressefotos für *Verfolgt* (Angelina Maccarone, 2006, 87') Maren Kroymann, Kostja Ullman. © MMM Film GmbH. Fotograf: Bernd Meiners.

Zwischen der 50-jährigen Bewährungshelferin Elsa und ihrem 16-jährigen Klienten Jan entwickelt sich Schritt für Schritt eine sado-masochistische (SM) Beziehung. Während diese zunächst eine verzweifelte Antwort auf Provokationen und Machtspiele innerhalb der sozialpädagogischen Konstellation ist, beginnen nach einer Weile beide, in ihrem Verhältnis Vertrauen und Begehren, Verantwortung und vor allem den aktiven und gestaltenden Umgang mit Macht zu erlernen. Die SM-Beziehung wird heimlich gelebt und ist doch auf sehr komplexe Weise eingebettet in die scheinbar vorbildliche, egalitäre Partnerschaft von Elsa und Raimar, deren gemeinsame Tochter gerade das Elternhaus zum Studium verlassen hat, sowie die Wohngemeinschaft, in der Jan lebt. Lebenspartner Raimar ist derjenige, der im Laufe des Films immer wieder die Liebe verbal reklamiert. Wann immer sich eine Kontroverse zwischen ihm und Elsa zuspitzt, versucht er, mit einem „Ich liebe dich" (und einer Fertigpizza) erneut Verbundenheit herzustellen. Deutlich wird jedoch, dass er hierbei weder die Konflikte ernst- noch Elsa in ihrer Eigenständigkeit und Differenz wahrnehmen kann.

[1] Im Text werden sowohl Unterstrich (_) als auch Asterisk (*) verwendet, Ersterer, um einen Abstand oder ein Zögern einzuführen, wo bislang binäre Unterscheidungen vorherrschten, Letzteren, um eine Denaturalisierung und kulturelle Konstruiertheit zu signalisieren.

[2] Vgl. a. Engel (2013): „Schönezweifel – Welche Liebe?", in: Guth, Doris/Schmutz, Hemma (Hg.): *Praxis der Liebe,* Katalog des Salzburger Kunstvereins, Salzburg: 8–14.

[3] *Verfolgt* (Angelina Maccarone, Deutschland 2006, 87'), Produzentin: Ulrike Zimmermann, Hauptdarsteller_innen: Maren Kroymann, Kostja Ullmann.

Filmstill aus *Verfolgt* (Angelina Maccarone, 2006, 87'), Maren Kroymann, Markus Völlenklee. © MMM Film GmbH.

Der Film *Verfolgt* scheint mir sehr geeignet, um das Spannungsfeld von Liebe, Macht und Gewalt auszuloten. Betonen möchte ich jedoch, dass es keineswegs primär die SM-Beziehung ist, die zu einem Nachdenken über Liebe und Gewalt anregt. Vielmehr konfrontiert *Verfolgt* damit, dass in „ganz normalen" heterosexuellen Beziehungen die Negation der Anderen in ihrer Andersheit gang und gäbe ist – sei es in der egalitären Partnerschaft von Raimar und Elsa oder beim scheinbar konsensuellen jugendlichen *one-night-stand*, den Jan mit seiner Mitbewohnerin auslebt. Da die strukturellen Hierarchien, unreflektierten Privilegien und ge-genderten, rassisierten, klassisierten und heteronormativen Gewohnheiten als selbstverständlich, normal und natürlich gelten, werden die in diesen Liebespraxen ausgespielten Machtpositionen in der Regel nicht als gewaltförmig wahrgenommen.

Hingegen bringt uns der Film dazu, im Vorfeld der Affäre zwischen Elsa und Jan Gewaltsamkeit wahrzunehmen; hierbei handelt es sich um Gewalt, die sich psychischer und institutioneller Dimensionen bedient. Die staatlich verordnete pädagogische Beziehung der beiden Protagonist_innen ist durch beidseitigen Kampf geprägt: Drohungen, Nötigung, Machtmissbrauch und Ausnutzen struktureller Hierarchien. Interessant erscheint mir, dass in dem Maße, in dem die beiden langsam in ein sado-masochistisches Begehren hineinfinden und ein Repertoire der entsprechenden Praxen erarbeiten, Machtverhältnisse nicht mehr als schicksalhaft, sondern als gestaltbar und zu gestaltend erlebt werden.

Insofern beide recht ahnungslos bezüglich der Konsens-Ethik und konkreten Regeln der SM-Bewegungen sind,[4] treten bei Jan und Elsa die sozialen Machtverhältnisse unverblümt zutage und bestimmen die Interaktion. Genau deshalb kann bzw. „muss" der Umgang mit ihnen gelernt werden. Den queeren – schrägen, unbegreiflichen und nicht-normgerechten – Dimensionen der Liebespraxen kommen diesbezüglich eine entscheidende Rolle zu: Sie beinhalten das Potenzial, sich der Begegnung zwischen der Andersheit der_des Anderen und der Andersheit des Selbst zu stellen. Entsprechend erscheinen die sozialpädagogischen Rituale von Dominanz und Unterwerfung (bzw. Widerstand) vor einem neuen Horizont, sobald deren Verwicklung mit Lust und Begehren ausgespielt wird. Liebe findet Ausdruck darin, dass es gelingt, die prekäre Schwelle zwischen Macht und Gewalt so zu handhaben, dass gewaltsame Stillstellungen der Handlungsmächtigkeit vermieden oder in dynamische, gestaltbare Machtverhältnisse umgewandelt werden. Vertrauen und Offenheit sind in diesem Falle also nicht Voraussetzung, sondern Effekt der sexuellen Praxen, in denen sich ein Liebesverhältnis anbahnt.[5]

Der Liebe Nähe zur Gewalt

Verfolgt dient mir als Einstieg, um über Liebe unter ungleichen, hierarchischen und durch Angewiesenheit oder sogar Abhängigkeit und Gewalt gekennzeichneten Beziehungen nachzudenken. Wenn ich diesen Zusammenhang eröffne, so geht es mir gerade nicht darum, einen unterstellter- oder idealerweise „reinen Affekt" der Liebe einer in Macht und Herrschaft verwickelten Liebe als „heteronormativer Institution" entgegenzustellen. Dies würde suggerieren, es seien die Institution oder die Heteronorm, die die Liebe korrumpieren und der Gewalt ein Eingangstor öffnen würden, als überfiele die Gewalt – quasi von außen – die unschuldige Liebe. Hingegen gehe ich mit Judith Butler davon aus, dass das *Potenzial* der Gewalt in der Liebe als Affekt_Institution angelegt ist. Butler begründet dies damit, dass Liebe aus einer kindlichen Angewiesenheits- und Abhängigkeitsrelation heraus erlernt wird. Sie erwächst aus einer ursprünglichen Verletzlichkeit des Menschen gegenüber einem Du: „… einem Du ausgeliefert, ohne dass ich nicht sein kann und von dem mein Überleben abhängt."[6]

In ihrem Aufsatz „Longing for Recognition" fragt Butler, wie sich dennoch Beziehungen entwickeln, die auf beherrschende Unterwerfung verzichten, und bringt diesbezüglich Jessica Benjamins Überlegungen zur intersubjektiven Anerkennung ins Spiel.[7] Laut Benjamin gilt es, intersubjektiv einen Umgang mit der – zugleich innerpsychischen wie sozialen – Spannung zwischen dem Wunsch nach Selbstbehauptung und dem nach Bindung zu entwickeln.[8] Dies setze voraus, dass die aus der Spannung resultierenden Aggressionen nicht abgewehrt werden. Liebe bedeutet für Benjamin demnach *survival*, bedeutet, die Aggression oder Destruktivität „zu überleben", die aus der Angewiesenheit und im Ringen um Selbstbehauptung entstehen. Diese Herausforderung besteht für beide bzw. alle Beteiligten: Diejenige Position, welcher

[4] Bauer, Robin (2014): Queer BDSM Intimacies. Critical Consent and Pushing Boundaries, Houndsmills: Palgrave McMillan; s. a. http://robinbauer.eu/research/queer-bdsm/.

[5] Für eine ausführliche Besprechung von *Verfolgt* vgl. Engel, Antke (2012): Spielräume sexualisierter Gewalt. Queeres Begehren im Spannungsfeld von staatlicher Regulierung und sexueller Subversion des Staates, in: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara (Hg:): *Que(e)r zum Staat, Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft,* Berlin: Querverlag: 188–207.

[6] Butler, Judith (2003): *Kritik der ethischen Gewalt,* Frankfurt/M.: Suhrkamp: 91.

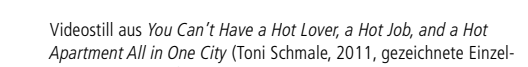
[7] Butler, Judith (2004): Longing for Recognition, in dies.: *Undoing Gender,* London/New York: Routledge: 131–151.

[8] Benjamin, Jessica (1998): The Shadow of the Other. Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis, New York: Routledge.

Aggression entgegengehalten wird, ist gefordert, dies auszuhalten, ohne mit Gewalt zu antworten oder die Aggression zu verbieten. Die sich selbst behauptende Position muss überleben, dass der Akt der Selbstbehauptung die Verbundenheit der Angewiesenheitsrelation unterbricht. Beide Seiten der asymmetrischen Beziehung sind also gefordert, anschließend an den Akt der Aggression eine Verbundenheit neu herzustellen, in der die Angewiesenheit nicht mehr primär, sondern gestaltet und in gewisser Hinsicht „gewählt" ist.

Das Begehren der Andersheit der_des Anderen

Butler erklärt diesen Prozess so, dass sich ein Begehren entwickle, das nicht am Anderen, sondern an der Andersheit der_des Anderen *(the Other of the Other)* ausgerichtet sei: Das Subjekt verliere seine_ihre souveräne Position, wenn es gewahr werde, dass ein Abstand *(gap)* zwischen der_dem (agierenden) sozialen Anderen und den Vorstellungsbildern existiert, die ich auf sie_ihn projiziere; und dass dieser Abstand eine nicht fassbare, irritierend-faszinierende, vielleicht auch bedrohliche Andersheit der_des Anderen auf der Bühne erscheinen lässt. Im Begehren wird somit etwas in mir angesprochen, worüber ich nicht verfüge und das mir teilweise unverständlich bleibt. In SM-Begegnungen, so möchte ich ergänzen, kann es zu einem Umgang mit diesen zugleich faszinierenden wie auch bedrohlichen, zugleich lustvollen wie schmerzhaften Dimensionen des Begehrens und der Macht intersubjektiver Praxis kommen.



Videostill aus *You Can't Have a Hot Lover, a Hot Job, and a Hot Apartment All in One City* (Toni Schmale, 2011, gezeichnete Einzelanimationen, 2'24). [9]

Gelingt es im Ringen um Selbstbehauptung, Verbundenheit und Anerkennung, die „Zerstörung" der Beziehung zu umgehen und die Ek-stase des Selbst, so Butlers Begriff, lustvoll zu besetzen, kann sich Liebe einstellen bzw. können sich Formen des Liebens entwickeln, die nicht auf Unterwerfung beruhen. Im gemeinsamen Überleben, das eine Begegnung zwischen der Andersheit des Selbst und der Andersheit des_der Anderen darstellt, bilden sich Subjektivitäten aus, die in der Lage sind, Aggression und Gewalt in für alle Seiten gestaltbare Machtverhältnisse zu übersetzen, und zwar auch dann, wenn diese asymmetrisch sind. Selbstbehauptung, Verbundenheit und Angewiesenheit werden gleichermaßen lebbar, wenn auch als eine spannungsreiche Konstellation. Doch bedeutet ein so gearteter Liebesbegriff, dass Liebespraxen auch dazu beitragen können, Dominanz- und Gewaltverhältnisse umzuarbeiten, die sich auf der Ebene struktureller Herrschaft entfalten? Was tun, wenn Liebe selbst zum Aufrechterhalten von Herrschaftsrelationen beiträgt?

Imitation und betrügerische Aneignung „Normal love" in einem Video von Pauline Boudry und Renate Lorenz[10]

Nicht selten werden homo*sexuelle sowie trans*gender Lebens- und Liebespraxen mit dem Argument diffamiert, dass sie lediglich eine Imitation vorgeblich natürlicher heterosexueller Verhältnisse oder Geschlechter seien: „Schauspiel" oder „Betrug", jedoch keinesfalls „authentische Liebe". Im Hinblick auf meine weitere Argumentation möchte ich eine künstlerische Arbeit vorstellen, die eine queere Handlungsmächtigkeit entfaltet, indem sie die „betrügerische Aneignung" eines heteronormativen und rassistischen Liebesdiskurses betreibt. Den Begriff der „betrügerischen Aneignung" entlehne ich Judith Butler, die darin eine politische Strategie derjenigen sieht, die von der dominanten Ordnung aus den Terrains des „authentischen Geschlechts" oder des „wahrhaft Menschlichen" ausgeschlossen werden – und diesen Ausschluss nicht durch Forderungen nach Einschluss und Toleranz, sondern durch ein provokantes „to live as if one were human"[11] kontern.

Das Video *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself (*2004, 5'), wurde von Renate Lorenz und Pauline Boudry ursprünglich unter dem Titel *normal love* produziert.[12] Das fünf Minuten dauernde Video zeigt, wie die beiden Protagonist_innen *abstract female* und *abstract male* die Möglichkeiten einer erotischen Begegnung ausloten.

Im Spiel mit Distanz, Bewegung und Entzug wird ein Blickwechsel inszeniert, der gegenseitiges Interesse signalisiert und Spannung aufbaut. Die Körper kommen sich jedoch nicht näher und die erwartete Begegnung bleibt aus. Stattdessen lässt sich ein gesungener Wortwechsel mitverfolgen, der einem Lied der *Flying Lizards* von 1979 entstammt und mittels dessen ein Kampf ausgetragen wird, in dem sich *abstract female* und *abstract male* mit ihren illusions- bzw. gnadenlosen Verständnissen der Liebe kon-

[9] Abbildung in: *Praxis der Liebe,* Salzburger Kunstverein, Salzburg 2013: 48f.; s. FN. 2.

[10] Eine ausführliche Besprechung dieses Video mit Bezug auf Strategien einer queeren Politik der Paradoxie findet sich in Engel, Antke (2010): Desiring Tension: Towards a Queer Politics of Paradox, in: Holzhey, Christoph (Hg.): *Tension/Spannung,* Wien: Turia+Kant: 227–250.

[11] Butler, Judith (2004): The Question of Social Transformation, in dies.: *Undoing Gender,* London/New York: Routledge: 216.

[12] „Normal Love" zitiert einen Filmtitel von Jack Smith. Smith' zweiter Langfilm (1963, 80') „appears to derive from his adoration of Maria Montez, the B-movie star best known for her performance in ‚Cobra Woman.' It features a variety of 30's horror film monsters, a mermaid, a lecher, and various cuties performed by a cast which included Mario Montez, John Vaccaro, Diane DePrima, Beverly Grant, Tiny Tim, and others" (www.hi-beam.net/mkr/js/js-bio2.html, 26.03.2009). Da Renate Lorenz 2007 eine Ausstellung mit dem Titel „normal love" (Berlin, Künstlerhaus Bethanien) kuratiert hat, erhielt das Video einen neuen Titel.

Videostills aus: *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* (Pauline Boudry/Renate Lorenz, 2004, 5'). Courtesy of the artists.

frontieren. Hierbei werden die historischen Bedingungen dieser Liebeskonzepte der Kritik ausgesetzt. Eingeleitet durch ein Zwischenbild mit dem Titel „*herstory*" entfaltet sich ein Dialog, in dem sie* ihm* Heuchelei vorwirft und herausstellt, dass sein* kitschiges Liebeslied Unterwerfung und Ausbeutung rechtfertige: „knights in shiny armor always take the key, history, history, hypocrisy – but you can still make money by singing sweet songs of love." *Abstract male* antwortet: „I own you, you don't own me, you are my territory, this is a love song, this is a love song." Eine üppige tropische Vegetation bildet das Setting, das die hier geäußerten territorialen Besitzansprüche in eine vertraute exotistisch-sexistische Gleichung einfügt: Frau entspricht Natur entspricht vereinnahmbarem Territorium.

Koloniale Territorialansprüche und Dekolonialisierung in *Drag*

Das Video von Boudry/Lorenz scheint nahezulegen, dass Liebe in den heteronormativen Rastern der „normal love" nur als Besitzergreifung und Unterwerfung auftreten kann. Zudem hebt es hervor, dass sich diese sexistische Konstruktion mit einem rassistischen Kolonialdiskurs verschaltet. Eine Ethnisierung der geschlechtlichen Positionen *abstract female* und *abstract male* wird sowohl durch die Interaktion als auch das Setting impliziert. Die Tropenbilder konnotieren die Positionen der Kolonisierten und des Kolonisierers. Hierbei bringen sich auf Seiten der kolonisierten Position Weiblichkeit und Indigenität gegenseitig hervor: Die indigene Position erfährt eine Effeminierung, die weibliche Position erscheint indigen. Liebesdiskurs und Kolonialdiskurs rechtfertigen diese Konstruktion gleichermaßen. Zugleich erweist sich die exotische Fülle jedoch im Verlaufe des Geschehens als botanisches Tropengewächshaus und gibt damit ihre Künstlichkeit und Konstruiertheit preis.

Das Video lässt sich als Imitation und betrügerische Aneignung eines universellen Liebesdiskurses interpretieren. Dieser Diskurs, welcher Liebe als universell menschlich und überhistorisch beschreibt, wird entgegen der Heteronorm von Figuren bespielt, die geschlechtlich vieldeutig gehalten sind und deren Begehrensrelationen sich somit nicht einfach als hetero- oder homosexuell decodieren lassen. Insofern *female* und *male* „abstrakt" daherkommen, werden ihre individuellen Besonderheiten als für die Liebe irrelevant erklärt. Da dies den universellen Liebesdiskurs bestätigt, gibt es keinen Grund, warum nicht auch *transgender* oder *gender bending people* diesen reklamieren sollten. In der Aneignung des universellen Diskurses der „normal love" wird vom Video jedoch zugleich eine implizite Warnung ausgesprochen, die in etwa lautet: „Du kannst die ‚universelle Liebe' gerne für dich in Anspruch nehmen. Das heißt aber auch, dass du Teil eines historischen Diskurses wirst, der Besitz- und Ausbeutungsverhältnisse sowie Heuchelei unterstützt." Durch den Titel *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* stellt das Video den Liebesdiskurs in den Zusammenhang politischer Kämpfe und verknüpft ihn mit Fragen der Gerechtigkeit: Wie sind Liebe und kapitalistische Ordnung verbunden? Wieso lässt sich mit gewaltförmigem Liebeskitsch Geld machen? Wer kann welche Besitzansprüche reklamieren? Welche Definitionsmacht kann in einer intimen Begegnung ausgespielt werden?

Die Gegenüberstellung im Titel verweist darauf, dass Kämpfen für sich selbst und Kämpfen für die Welt nicht widerspruchsfrei zusammengehen. Interessant erscheint mir, dass das Video die kritische Umarbeitung von zwei partikularen Diskurses, einem sexistischen und einem rassistischen, von ihrer queeren Verschaltung her betreibt: Wenn er* auf Moos und geologischen Gesteinsformationen gebettet, im Streicheln des eigenen Oberkörpers in (auto)erotische Verzückung gerät, die Hand von dort aus langsam über das Moos wandert, zelebriert dies Maskulinität und konnotiert zugleich die „Eroberung Amerikas", wie das zuvor eingeblendete botanische Schild nahelegt. Nichtsdestotrotz bewirkt die schamlose, unkontrollierte Autoerotik auch einen Bruch im Bild des maskulinen „Zivilisierers". Zudem wird die weibliche, indigene Position zugleich als Subjektposition eingeführt, und

zwar nicht einfach als Subjekt der Liebe, sondern als öffentliche, politische Position: Indem *herstory,* nicht *history,* geschrieben wird, verliert die Geschlechterhierarchie ihre naturalisierte Selbstverständlichkeit. Der „Kolonisierer", der großkotzig seine Besitzansprüche verkündet, wird für sie* zum Objekt. Die Kamera führt ihren* Blick auf seinen* Körper vor und lässt ihn* sich mit verlegenem Lachen abwenden.

Videostill aus: *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* (Pauline Boudry/Renate Lorenz, 2004, 5'). Courtesy of the artists.

Doch ist dies nicht einfach als Umkehrung, sondern als Drag-Performance inszeniert: Die feministisch-kämpferische Position gewinnt nach und nach an Männlichkeit, Gesichtsbehaarung und Kehlkopf treten ins Bild. Die Figur geht ebenso gut als junger (schwuler) Mann wie als (lesbische) Frau durch. Dies eröffnet neue Begehrensachsen: vielleicht ein schwules Begehren, womöglich ein Begehren zweier Trans*gender, die nicht ums *passing* bemüht sind. Doch auch wenn beide mit *trash*-igen Bärten aufwarten und *dandy*-haft *camp* bzw. *leather-gay* daherkommen, bedeutet dies nicht, dass die Arbeit am heteronormativen Liebesdiskurs ausgesetzt oder queer als Alternative eingesetzt wäre. Keineswegs ist es so, dass das Video mit einer erotischen Begegnung der beiden Protagonist_innen endet. Weder wird Liebe als Heilmittel noch als Versprechen zum Einsatz gebracht. Wenn, dann ließe sich, ähnlich wie eingangs in Bezug auf *Verfolgt* angedeutet, behaupten, dass durch die erotische Dynamik die Auseinandersetzung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen befördert wird.

Das dubiose Paar

Komplementaritätswunsch und Ganzheitsversprechen

Der platonische wie der biblische Ursprungsmythos sehen in der Liebe die Überwindung einer Trennung sowie die Wiederherstellung einer Ganzheit. Warum dies an die Vorstellung einer zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Komplementarität der Geschlechter gekoppelt ist, leuchtet nicht unmittelbar ein.[13] Sobald diese Kopplung jedoch – historisch und kulturell – durchgesetzt ist, hat die Figur des Paares gewonnen. Kritisch wird nunmehr lediglich die Frage gestellt, wie die hierarchische Anordnung zu überwinden ist. Kann durch eine Arbeit an den Geschlechterverhältnissen die im Paar, in der Ich/Du- oder Subjekt/Objekt-Konstellation angelegte Hierarchie zwischen Aktivum und Passivum verändert werden? Können Begehren und Liebespraxen von transgender* und intersex* Körpersubjektivitäten, die sich der „entweder hetero oder homo"-Zuordnung widersetzen, die Hierarchie untergraben? Oder bezieht sich deren Reichweite auf die Anfechtung normativer Zweigeschlechtlichkeit, während der komplementäre Ganzheitswunsch, für den das Paar ebenfalls steht, fortdauern kann?

Den heteronormativen Rahmen polyamorös durchqueren

Polyamory ist eine Spielart des Liebens, die den Exklusivitätsanspruch monogamer Paarbeziehungen herausfordert. Sie geht einher mit der Bereitschaft, sich den Eifersuchtsanfällen, Besitzwünschen und Aufmerksamkeitsdilemmata zu stellen, die entstehen, wenn eine_ sich mehreren Liebespartner_innen hingibt und/oder Liebespartner_innen „teilt". Eher neoliberal als queer wird von manchen Verfechter_innen argumentiert, dass es in arbeitsteiligen, ausdifferenzierten und individualisierten Gesellschaften schlicht nicht mehr zeitgemäß sei, zu erwarten, dass eine einzige Person all unsere Wünsche erfüllt und all unsere Interessen teilt. Umgekehrt wird großzügig statuiert, dass sich das eigene Lieben doch nicht auf einen einzigen Menschen beschränken müsse. Entgegen der ideologischen Form der romantischen Liebe fragen die Autor_innen eines Einführungsbandes in die Polyamorie, Imre Hoffmann und Dominique Zimmermann: „… warum [...] sollen nicht auch in Liebesbeziehungen ähnliche Abstufungen von Nähe und Intensität möglich sein, wie wir sie beispielsweise von Freundschaften kennen? Und warum soll ich die Gesellschaft meiner bzw. meines Liebsten nicht auch anderen Menschen gönnen?"[14]
Polyamory spannt ein Dreieck zwischen Liebe, sexueller Beziehung und Freundschaft auf, wobei diese Dimensionen keine vorgegebene Kopplung erfahren, sondern unterschiedlich gestaltet und kombiniert werden können, und zwar – so das Ideal – von allen Beteiligten. Wie auch in SM-Kontexten spielen in der Polyamory ethische Prinzipien und Aushandlungspraxen eine große Rolle; insbesondere Transparenz und Fairness seien diesbezüglich hervorgehoben. Wenig Aufmerksamkeit wird der Bedeutung struktureller Asymmetrien hinsichtlich der Aushandlungs- und

[13] Kraß, Andreas/Tischel, Alexandra (Hg.) (2002): *Bündnis und Begehren: Ein Symposium über die Liebe,* Berlin; Groneberg, Michael (2008): Mythen und Wissen zu Geschlecht und Intersexualität. Eine Analyse relevanter Begriffe, Vorstellungen und Diskurse, in: ders./Zehnder, Kathrin (Hg.): *„Intersex" Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes?*, Fribourg: Academic Press: 83–145.

[14] Hofmann, Imre/Zimmermann, Dominique (2012): *Die andere Beziehung. Polyamorie und philosophische Praxis,* Stuttgart: 13.

Gestaltungschancen geschenkt. Entsprechend spielt in der Polyamory-Literatur auch das eigentlich naheliegende Argument kaum eine Rolle, dass auch in Familien die Liebe nicht auf eine Person, z. B. auf eines von mehreren Kindern, beschränkt werde. Meine Vermutung ist, dass sich dieses Ausweichmanöver darin begründet, dass sonst die komplizierte, durch das Inzesttabu abgewehrte Frage nach dem Verhältnis von Familie und Sexualität aufgeworfen wäre, die durchaus eine genauere Auseinandersetzung verdiente. Genauer zu diskutieren wäre außerdem die optimistische Vorstellung, dass Eifersuchtsgefühlen durch Transparenz und einen sorgsamen, ethischen, an den Bedürfnissen der Einzelnen sowie an Gerechtigkeitsprinzipien orientierten Umgang miteinander beizukommen sei.[15] Vielleicht ließe sich hier auch eine Lanze für die Eifersucht brechen, etwa im Sinne, dass die Eifersucht das ideale Terrain wäre, um sich mit der Andersheit und dem Unbegreiflichen einer selbst zu konfrontieren; oder dass, wie Jelisaveta Blagojević schreibt, die Eifersucht in ihrem Drang anzueignen und zu besitzen letztendlich das souveräne Subjekt dekonstruiere und den Weg für ein singuläres Miteinander-Sein eröffne.[16]

Positiv hervorgehoben sei außerdem, dass Polyamory anerkennt, dass Begehren durch vielfältige, manchmal auch paradoxe und unvereinbare Ähnlichkeiten und Differenzen angereizt wird und Liebespraxen sich herausgefordert fühlen können, dieser widerstreitenden Komplexität gerecht zu werden. Allzu deutlich ist, dass sich Liebe und Begehren nicht widerspruchslos in die heterosexuelle Differenz normativer Zweigeschlechtlichkeit einzwängen lassen. Wenn dann allerdings argumentiert wird, dass es mehrerer Gegenüber bedarf, um die komplexen und widersprüchlichen Wünsche spätmoderner Individuen zu erfüllen, ist womöglich doch ein kritisches Zögern gefragt: zum einen, was dieses Erfüllungsversprechen betrifft, zum anderen, ob letztendlich auch Polyamory durch ein Ganzheitsideal und den Wunsch, Teil einer Einheit zu sein, angetrieben ist. Wenn dieses Versprechen zwar nicht länger ans Paar gekoppelt ist, die Liebe jedoch weiterhin der Erweiterung und Vervollständigung des Selbst dient und geneigt ist, andere entsprechend zu funktionalisieren, verliert Polyamory ihre Radikalität. Dann wäre sie in der Tat nur die passendste Antwort auf ein zunehmend individualisiertes Leben, das entsprechend vielfältige Partner_innen zur Befriedigung unterschiedlicher Bedürfnisse oder das Ausleben spezifischen Begehrens wünscht. Aber, wie Toni Schmale, ironisch feststellt: „You can't have a hot lover, a hot job, and a hot apartment all at once".[17]

Liebe – queer?

Der Titel meines Beitrags „Liebe – queer?" ist nicht umsonst mit einem Fragezeichen versehen. Statt eine neue, queere Form der Liebe zu propagieren oder Liebe zu queeren, war mein Anliegen ein doppeltes: zum einen zu zeigen, dass auch den vertrauten, vielleicht konventionellen, in jedem Falle aber – historisch, geopolitisch und subjektiv – vielfältigen Praxen des Liebens queere, das heißt schräge und unbegreifliche Dimensionen innewohnen; zum anderen zu argumentieren, dass auch diejenigen Liebesformen, die sich heteronormativen, körpernormativen und rassistischen Traditionen widersetzen, dies nur als von Macht durchwobene und herrschaftsförmig geprägte psycho_soziale Praxen gelingt.

Ich habe in meinem Beitrag deshalb nach der Verwicklung der Liebe mit Herrschaft und Gewalt gefragt. Ich habe aufgezeigt, wie diese Verwicklungen, so die Auswirkungen struktureller Asymmetrien und Normalitätsregime Aufmerksamkeit finden, produktiv gewendet und in dynamische Machtverhältnisse übersetzt werden können, in denen alle Beteiligen über Handlungsvermögen verfügen. Des Weiteren habe ich argumentiert, dass uns die Liebe mit der Andersheit anderer und der Andersheit unserer selbst konfrontieren kann. Und dass diese verunsichernden Momente, in denen wir „außer uns geraten", durchaus ein vielversprechendes Potenzial bergen. Gerade dann, wenn wir uns derartigen Begegnungen stellen, eröffnet dies Möglichkeiten, dank der Queerness der Liebe den Herzschlag der Heteronormativität in Unruhe zu versetzen. Doch darüber hinaus geht es darum, Herrschaftsverhältnisse umzuarbeiten, die sich der Liebe bedienen oder die intime Nähe von Liebe und Gewalt für sich instrumentalisieren. Diesbezüglich kann ein Schritt durchaus darin bestehen, liebend zu lernen, die Andersheit der Anderen weder gewaltsam abzuwehren noch auszunutzen, sondern als Einladung zu verstehen, das Phantasma des souveränen Subjekts und den Anspruch auf Privilegien aufzugeben. Sometimes we fight for ourselves, for the loved ones, for strangers, and enemies, and the world, gleichzeitig und ohne, dass dies zu einem Widerspruch würde – nur ist auch dies eine tückische Ganzheitsfantasie.

[15] Schroedter, Thomas/ Vetter, Christina (2010): *Polyamory. Eine Erinnerung.* Stuttgart: 42ff.

[16] Blagojević, Jelisaveta (2008): *Hieroglyphs of Jealousy,* Skopje: Euro-Balkan Press: 14ff.

[17] Titel eines Videos von Toni Schmale (2011, 2'24, gezeichnete Einzelanimationen), s. Videostill *You Can't Have a Hot Lover, a Hot Job, and a Hot Apartment All in One City.*

Kontakt und Information
Dr. Antke Engel
engel@queer-institut.de